

Paul Valéry und die Philosophie

Autor(en): **Schobinger, Jean-Pierre**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **43 (1963-1964)**

Heft 9

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-161521>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Paul Valéry und die Philosophie

JEAN-PIERRE SCHOBINGER

Bekanntlich hat Paul Valéry sein schriftstellerisches Werk in die zwei Klassen Unveröffentlichtes und Veröffentlichtes unterteilt. Zum publizierten Opus liebte er bei Stellungnahmen zu Interpretationen, die sich zu seiner Lebzeit notgedrungen auf Zugängliches berufen mußten, zu bemerken, daß dessen größter Teil auf Bestellung entstanden sei und somit, durch zufällige Umstände bedingt, kein adäquates Bild seines Denkens abgeben könne. Diese Bemerkung trifft auf etwa zwei Drittel der Opera zu, im besonderen auf die Dialoge und die in den fünf *Variété* genannten Bänden zusammengefaßten Aufsätze literarischer, politischer, pädagogischer und philosophischer Natur. Im restlichen Drittel sind die Gedichte und der *Teste*-Zyklus einzuordnen sowie die Aphorismensammlungen *Tel-Quel*, *Mélange* und *Mauvaises pensées et autres*, die größtenteils unveränderte Abschriften von Notizen aus den sogenannten *Cahiers* sind, die ihrerseits den Hauptteil der Inedita ausmachen. Umfangmäßig übertreffen die *Cahiers* um vieles das von Valéry selbst veröffentlichte Werk, bestehen sie doch aus 257 großformatigen Heften, die, im photomechanischen Nachdruck vor kurzem in 29 Bände vereinigt, ca. 26 000 oft mit einer kleinen Handschrift gefüllte Seiten ausmachen¹. Sie beginnen im Jahre 1894 — Valéry war 23 Jahre alt — und enden als ununterbrochene Reihe von selten wenige Zeilen übersteigenden Notizen ein halbes Jahrhundert später, 1945, mit dem Tod ihres Autors. Doch das Erstaunliche dieser *Cahiers* liegt nicht in dem für einen Valéry-Interpreten entmutigenden Umfang — anderthalb Seiten als Tagesdurchschnitt sind für einen *homme de lettres* noch keine außerordentliche Leistung, besonders wenn sie zum bloßen Hausgebrauch bestimmt sind —, das Erstaunliche liegt vielmehr in der Konstanz der Intention, die zu ihrer Entstehung führte und die sich in ihrem Inhalt widerspiegelt. Doch gerade das seltene Faktum der Übereinstimmung von Anlaß zur schriftlichen Fixierung und Gehalt des Fixierten dürfte der Grund sein, weshalb Valéry in den *Cahiers* — und den Gedichten — den Niederschlag seines eigentlichen Ichs sah und wiederholt vor einer allzu eindeutigen und starren Festlegung seines Denkbildes allein an Hand der veröffentlichten Schriften warnte.

Demnach, so scheint es, hat sich seit der Faksimile-Ausgabe der *Cahiers* für die Valéry-Interpretation eine neue Situation ergeben. Es gilt, den Valéry der *Cahiers*, den echten Valéry zu entdecken und ihn mit dem bis anhin bekannten Valéry — falls es überhaupt einen solchen hinreichend profiliert gibt — zu vergleichen.

Zur Lösung dieser Aufgabe wollen die folgenden Ausführungen in grundlegender Weise einen Beitrag leisten, ohne — dies sei der Sinn ihrer grundlegenden, das heißt allgemeinen Anlage — bestimmte Motivfragen, besondere Sprachaspekte oder Entwicklungsprobleme außer auf beispielhafte Art zu berühren.

Zum Verständnis der Bedeutung, die Valéry seinen *Cahiers* beimaß, gehört die Kenntnis der äußeren Umstände ihrer Entstehung. In wohl singulärer Art erinnert er sich wohlwollend an seine Militärdienstzeit dank der damals gemachten Erfahrung geistiger und physischer Frische, die ihm die frühen Morgenstunden brachten und die zu genießen er sich später zu einer solchen Gewohnheit machte, daß ein entsprechender Rhythmuswechsel den ganzen sich anschließenden Tag in seinem affektiven Grundton negativ zu belasten drohte. Kaffee und Zigarette wurden dann die rituellen Vorbereitungen zu jenen fast monastisch anmutenden Sitzungen zwischen fünf und sieben Uhr morgens, von denen die *Cahiers* — Protokollen gleich — Zeugnis ablegen.

Wovon berichten sie?

Während dieser Stunden notierte Valéry das, was ihm dann in den Sinn kam, wenn dieser Sinn auf sich selbst gerichtet war. Er beobachtete. Als Beobachter ist er vergleichbar mit einem Naturwissenschaftler, der einen absichtlich verursachten Erregungs- oder Sonderzustand seines spezifischen Untersuchungsgegenstandes beschreibt. Mit dem Wissenschaftler verband ihn auch der Wunsch, eine seinem Gegenstand angepaßte Sprache zu entwickeln, das heißt der Wunsch, das in der Mathematik auf vorbildliche Weise verwirklichte Ideal der eindeutigen Übereinstimmung von Zeichen und Bezeichnetem auch in seinem Gegenstandsbereich zu erreichen. In dieser Absicht gründet aber ebenfalls das für Valéry entscheidende Argument gegen den Wissenschaftscharakter seiner Notizen in ihrer Gesamtheit: Sie stellen kein System dar und können auch zu keinem alle Aspekte umfassenden, abgeschlossenen System zusammengeschweißt werden, wodurch sich folgende paradoxe Situation ergibt: Einerseits wird — wenn auch nur in gewisser Hinsicht — die Mathematik, die seit dem *Euklid* gemeinhin als die höchste Realisierung der Idee des wissenschaftlichen Systems gilt, zum Vorbild genommen, andererseits gerade dieser Wissenschaftsanspruch für den eigenen Denkbereich als grundsätzlich nicht erhebbar abgelehnt. Zur Einsicht der inneren Notwendigkeit dieser merkwürdigen Position ist das eigentliche Anliegen Valéry's in seinen Hauptzügen bloßzulegen und sein Verständnis von Mathematik zu erfassen, weshalb nun vertieft auf den Gegenstand seiner Meditationen eingegangen werden soll.

In den frühen Morgenstunden wandte sich Valéry jener inneren Bewegung des Geistes zu, die der Pulsschlag oder das reine *Movens* des Bewußtseins ist und deren wesentliche, ja einzige Eigenschaft darin besteht, sich unmittelbar und notwendigerweise immer von jener Totalität abzusetzen, in der sich das

Ich oder die individuelle Person mit ihren Eigenheiten, ihrer Geschichte und ihren Vermögen und Potenzen erfüllt. Er registrierte die vielfältigen Manifestationsweisen dieser Bewegung und versuchte unermüdlich, ihren Mechanismus in seinen Elementen — wie Zeit, Dimension, Kontinuität usw. — zu erfassen. Dank der Nähe zur trennenden Scheide zwischen Schlaf- und Wachzustand widmete er sich eingehend der Funktionsweise des Geistes im Traum — ohne dabei psychoanalytische Traumdeutung zu betreiben; ebenso suchte er nach allgemein gültigen Prinzipien, die den Unterschied der Traum- bildabfolge zu Assoziationen im Wachzustand zu charakterisieren vermöchten und reflektierte zum Beispiel über das Gedächtnis oder die psycho-physischen Wechselwirkungen. Den Anlaß der Bewußtseinsbewegung selbst schrieb er allein der Spontaneität seines offenbar ideensprühenden Geistes zu, weshalb der «Zufall» (*le hasard*) ein häufig auftretendes Stichwort der *Cahiers* ist, in dessen Umkreis sich oft sein psychologischer Komplementärbegriff, die «Aufmerksamkeit» (*l'attention*), befindet, dessen kaum abzählbare Darstellungen im Hinblick auf den Husserlschen Terminus der Intentionalität einer eingehenden Analyse wert sein dürfte.

Den Brennpunkt, an dem sich diese Bewegung offenbart, nennt er *mon Moi pur*. Es ist der Quellpunkt des einzelnen Gedankens im Denkfluß selbst, der jeweils als Kristallisationspunkt von schon Kristallisiertem, das heißt von Denkinhalt, dem Beobachter entgegentritt und als solcher sich zwangsläufig vom Horizont der das Ich ausmachenden möglichen Denkinhalte oder Denkerfahrungen ablöst. In dieser Redeweise — dies ist auch für das folgende zu beachten — besitzt das Wort «Denken» die ganze Bedeutungsfülle der kartesischen «res cogitans» und umfaßt somit auch psychische Wirkungsweisen wie verstehen, wollen, einbilden und fühlen. Das nun so verstandene *Moi pur* ist demnach sowohl das Ich in seiner psychischen Gesamtheit als auch das mit jedem Augenblick verbundene und mit diesem erscheinende Nichts als Vorstufe der jeweiligen Denkerfüllung, durch welche der Augenblick selbst als solcher fixiert wird. Letzteres will besagen, daß das soeben genannte Nichts als reine Potenz für Bewußtseinsinhalte keinen selbständigen Zeitort in der Bewußtseinssphäre besitzt.

Mit Vorliebe vergleicht Valéry sein *Moi pur* mit dem mathematischen Zeichen der Null; ein Vergleich, der für ihn mehr als bloße Metapher ist. Die zwei Betrachtungsweisen, in denen die beiden Zeichen stehen — das *Moi pur* und die Null (denn auch das *Moi pur* ist ein Zeichen) —, sind ihm gewissermaßen wesensgleich (er verwendet hiezu den in der Trinitätslehre gewichtigen Ausdruck der Konsubstantialität). Das bedeutet aber, daß er seine besondere Weise der beobachtenden Reflexion auf das Geschehen in seinem Ich der mathematischen Denktätigkeit gleichsetzt, weshalb die Kenntnis der Valéryschen Deutung von Mathematik einen wertvollen Hinweis zum Verständnis seiner eigenen Tätigkeit enthalten muß, deren Ziel er schon 1898 in einem Brief an

Gustave Fourment als «*Arithmetica universalis*²» oder 1933 in der Stellungnahme zur Studie *Examen de Valéry* von Jean de Latour als «*algèbre d'actes*» bezeichnete³.

Valéry hat schon früh die Seichtheit der landläufigen Auffassung der Mathematik als Wissenschaft des Quantitativen erkannt. Mit Recht bestreitet er, daß sie auf das Quantitative beschränkt sei; noch ist sie in ihrem Wesen eine Wissenschaft im Sinne des enzyklopädischen Wissenschaftsbegriffes, als dessen Hauptmerkmal eine geordnete, immer weiter zu treibende Anhäufung von zeitlos oder objektiv gültigen Fakten gilt und dessen Wert Valéry gering schätzte. Für ihn ist die Mathematik als greifbarer Wissensbestand in erster Linie das Resultat der Ausübung einer menschlichen Fähigkeit, in ihrem Wesen aber diese Tätigkeit selbst — *un exercice* — und darin zum Beispiel dem Tanz vergleichbar. Mathematik treiben ist eine bestimmte Weise zu denken, die dadurch ausgezeichnet ist, daß sie den für sich spezifischen Denkakt selbst in einer diesem Akt adäquaten Sprache beim Denken seiner selbst rein zu formulieren vermag. Die Mathematik, so könnte man sagen, ist das Sediment des — nachträglich als mathematisch bezeichneten — Denkens selbst. Diese entscheidende Einsicht ins Wesen des Mathematischen besaß Valéry, und es ist zu bedauern, daß er sich nicht eingehender mit dem komplizierten Mechanismus des «mathematischen» Denkens beschäftigt hat.

In diesem Verständnis von Mathematik gewinnt die Null — insbesondere in der Algebra, von der in den *Cahiers* meistens die Rede ist — eine ausgezeichnete Stellung. Sie ist der Schnittpunkt, in dem sich alle algebraischen Gleichungen treffen, da sich jede Gleichung immer so umformen läßt, daß auf der einen Seite des Gleichheitszeichens die Null gesetzt werden kann. Und da eine algebraische Wendung, zum Beispiel $a+b$, selbst Ausdruck einer bestimmten Denkopoperation — eben $a+b$ — ist, die nichts Quantitatives enthält, sondern, will man sich der klassischen Kategorientafel bedienen, eine Relation darstellt, und die durch diesen Ausdruck auf so ein-eindeutige Weise bestimmt ist, daß der Sinn dieses Ausdruckes sich in der ihm entsprechenden Denkopoperation voll und ganz erfüllt und mit ihr identisch ist, weil dies so ist, wird die Null als mögliches Äquivalent eines solchen Ausdruckes, zum Beispiel in der Gleichung $a+b=0$, zum Fokus der als algebraische Gleichungen formulierbaren Denkopoperationen. Die Null ist für diesen Bereich der Denkbewegungen in derselben Weise Brennpunkt, wie es das *Moi pur* für die von Valéry beobachteten Bewußtseinsbewegungen ist. Diesbezüglich ist die Analogie zwischen der Algebra der Mathematiker und der von Valéry geplanten Algebra der Bewußtseinsoperationen eine echte. Der Vergleich deckt aber auch einen grundsätzlichen Unterschied zwischen den beiden Formen von Algebra auf, der Valéry nicht verborgen blieb, ihn vielmehr zeitlebens beschäftigte und in welchem die Begründung für das Fehlen einer *algèbre d'actes* zu suchen ist. Damit gelangen wir ins Zentrum der Valéry'schen Bemühungen, von welchem her sich auch

im Rahmen dieser Ausführungen ein Zugang zum Dichter Valéry, der er in erster Linie war, erschließen läßt.

Es ist nicht sinnvoll, das mathematische Denken getrennt von der mathematischen Sprache anzusetzen, welche Schwierigkeiten diese Gleichsetzung dem Verständnis auch bereiten möge. Hingegen ist es eine alltägliche Erfahrung, daß die Bewußtseinssphäre Inhalte oder Regungen aufweist, für welche die Umgangssprache kein angemessenes Ausdrucksmittel ist. Diesem Umstand verdanken — dies sei nicht kausal gemeint — die anderen menschlichen Ausdrucksformen — zum Beispiel die bildenden Künste und die Musik — ihren Eigenwert, eine Tatsache, die Valéry besonders in seinen Leonardo-Studien beschäftigt hat. Aber auch in jenen geistigen Gefilden, in denen die Sprache beheimatet zu sein scheint, zeigt sich eine Diskrepanz zwischen den möglichen Erfahrungen und den die Sprache konstituierenden Bewußtseinsformen. Dieses Versagen der Sprache hat Valéry bei dem täglich wiederholten Versuch, die intimsten Funktionsweisen seines *esprit* zu beschreiben, in seinem ganzen Umfang, in seiner ganzen Tragik erlebt: Die Wortbedeutung deckt sich nie vollkommen mit dem bedeuteten geistigen Akt: «Il ne faut jamais confondre le sens du mot et un fait mental — même celui auquel le sens du mot s'appliquerait le mieux» (*Cahiers*, t. 2, p. 192; 1900—1901). Den Hauptgrund für dieses Unvermögen findet er im Wesen der Sprache selbst, das sich in deren täglicher Bewährung als Mittel zwischenmenschlicher Kommunikation offenbart. Als Zeichenfolge mit Bedeutung beruht die Sprache auf einer Verbindung zweier an sich unabhängiger Bereiche, dem sinnenfälligen Sach- oder Bedeutungsbereich und dem phonetischen Bereich; diese werden durch einen bestimmten Akt, der die Sprache konstituiert und ausmacht, ein für allemal vereinigt. Diese, die Umgangssprache auszeichnende Art der Mischung ist der Grund, weshalb sich in ihr die rein mentalen, unsinnlichen Bewußtseinsbewegungen nicht rein wiedergeben lassen. Ohne auf diese Sprachtheorie weiter einzugehen, kann festgehalten werden, daß für den sprachgewaltigen Valéry die ihm zur Verfügung stehende Sprache für den Untersuchungsgegenstand der *Cahiers* zu wenig präzise, zu abgeschliffen ist. Wonach er sich schon in den ersten *Cahiers* sehnt und was er im jugendlichen Impetus zu finden hofft: «Trouver le langage sans métaphores matérielles qui produise la vie mentale» (*Cahiers*, t. 2, p. 78; 1900), bleibt aber, nach Notizen aus den letzten *Cahiers* zu schließen, als nur beschränkt befriedigter Wunsch ein an die Nachwelt zu delegierendes Desiderat. Solange jedoch dieses reine, den mentalen Größen angepaßte Zeichenfeld nicht gefunden ist, bleibt auch die *algèbre d'actes*, welche die Valéry'schen Analysen der Bewußtseinsfunktionen aufzunehmen vermöchte, eine Utopie. Daß es ihm trotz des Fehlens eines solchen Ausdrucksmittels gelungen ist, 26 000 Seiten zu füllen, bleibt ein Phänomen, das nach einer besonderen Untersuchung ruft. Die Lösung dieses Rätsels — dies sei hier ganz allgemein angedeutet — muß unseres Erachtens im Dichter Valéry gesucht wer-

den, der in den sein eigenes Ich umkreisenden Gedichten die ihm mögliche — vielleicht die überhaupt einzig mögliche Form einer *algèbre d'actes* gefunden hat: «Le lyrisme est la voix du moi, porté au ton le plus pur, sinon le plus haut» (*Variété* 1937, Pl. I, p. 429). In ihnen ist jenes als Zustand zu bezeichnende Ziel erreicht, auf das hin die morgendlichen Geistesübungen angelegt sind und das Valéry im Dialog *Eupalinos* folgendermaßen kennzeichnet: «... Mais je ne suis pas en possession d'enchaîner, comme il le faudrait, une analyse à une extase. Je m'approche parfois de ce pouvoir si précieux...» (Pl. II, p. 96; 1921). Trotzdem dürfte es nun verständlich sein, weshalb weder die Gedichte allein, die in zwei relativ kurzen Lebensabschnitten entstanden sind, noch die zu Beginn genannten veröffentlichten Gelegenheits-Aufsätze, die ganze Fülle des in den *Cahiers* ausgeschöpften Valéry'schen Ichs widerzuspiegeln vermögen, eines Ego, das sich selbst, dank des Wissens um die reflexif-transformierende Gewalt eines jeden geistigen Aktes, bewußt als reine Potenz setzt, wodurch jede Selbsterkenntnis immer wieder in Frage gestellt wird. Der durch die zu Lebzeiten publizierten Werke bestimmte Schriftsteller ist zwar ein möglicher Aspekt des Menschen Valéry, doch vermag er grundsätzlich nicht dem *Moi* zu entsprechen, dem sich Valéry zwar mit narzißtischer Hingabe, aber auch mit einer das philosophische Denken auszeichnenden Epoche sein Leben lang gewidmet hat.

«Paul Valéry und die Philosophie» lautet der Leitfaden dieser Darstellung, zu deren Beschluß doch noch auf Valéry's allergisch anmutende Ablehnung der Philosophie eingegangen werden soll. Für ihn war «Philosophie» zeitlebens der Inbegriff eines in ausgefahrenen Begriffsbahnen sich bewegenden Versuches einer mißverstandenen *algèbre d'actes* mit überindividuellem Gültigkeitsanspruch, weshalb er der Philosophie vorwarf, durch hochgezüchteten Wortmißbrauch Scheinprobleme zu kreieren und in Anlehnung an die Naturwissenschaften eine Allgemeingültigkeit ihrer Sätze zu postulieren, die mangels einer reinen *algèbre d'actes* noch gar nicht erhoben werden kann. Dieser, zweifelsohne auf ungenügender Vertrautheit mit dem philosophischen Gedanken- gut beruhenden Einstellung kann dann ein Verständnis entgegengebracht werden, wenn man die in den Notizen der *Cahiers* spürbare Skepsis gegenüber dem intramental erfahrbaren Bedeutungsgehalt philosophischer Termini selbst nachzuvollziehen vermag. Obwohl aber gerade diese vom Valéry-Interpreten in höchstem Maße zu erfüllende Forderung des Nach-Denkens von Valéry selbst bezüglich der mannigfaltigen Formen der *Philosophia perennis* bewußt mißachtet worden ist, wollen wir ihm sein scharfes antiphilosophisches Urteil nicht zum eigenen Scheiterhaufen werden lassen. Vielmehr wollen wir uns fragen, ob dieser sich an einer echten philosophischen Fragestellung täglich erprobende Denker, dieser *amateur d'abstractions* — wie er sich selbst nannte⁴ — nicht auch zur Gilde jener zu zählen sei, die er in einer an La Bruyère erinnernden *boutade* wie folgt beschrieben hat:

«Les philosophes.

L'un a la tête comme une tour et celui-ci comme une barrique: on entend les poids chiches sonner dedans.

Kant d'après ses portraits semble un hérboriste. Nietzsche un chef d'orchestre danubien furibond.

Socrate est le sage d'un café de province.

Des Cartes a quelque chose d'un chef de bataillon d'arme spéciale.

Je n'ai jamais vu Spinoza . . . »

(*Cahiers*, t. 5, p. 657; 8. 1915).

¹Centre National de la Recherche Scientifique, Paris 1957—1961. ²Paul Valéry — Gustave Fourment: Correspondance, Paris 1957, S. 146. ³Zit. in Paul Valéry: Oeuvres, Pléiade T. II, Paris 1960, S. 1501 (im Text als Pl. abgekürzt). ⁴Variété, Pl. T. I, S. 1506.

«Das trunkene Schiff»

ABENTEUER EINES GEDICHTES

PAUL PÖRTNER

Das trunkene Schiff des siebzehnjährigen Jean Arthur Rimbaud übertrifft in seiner Wirkung andere, vielleicht bedeutendere Gedichte. Obwohl man den Wert eines Gedichtes nicht an der Wirkung messen kann, wird es durch das Aufsehen, das es erregt, herausgehoben aus der Fülle der poetischen Produktion. Rückblickend erscheint dieses Gedicht von 1871 als Ende und Anfang einer Dichtung: das Gedicht im herkömmlichen Verstand erreicht einen Höhepunkt; aufgeladen mit Spannungen und Überspanntheiten einer «explosiven Poesie» wird es kurz darauf gesprengt werden: Metrum, Vers, Strophe, Syntax, Grammatik, Logik werden pulverisiert werden. Von der klassischen Poetik her mutet die neue Poesie, zu deren Ersterscheinungen *Das trunkene Schiff* zählt, wie eine Anti-Poesie an. Das Ineinander von alten und neuen Ausdrucksformen strudelt in einem mächtigen Sog, einem Dynamismus, der das Unterste zuoberst kehrt, die Tiefen aufwühlt und bis heute weder zur Ruhe noch zur Klärung gekommen ist. Gewiß, auch nach dem *Trunkenen Schiff* sind formvollendete Gedichte im herkömmlichen Verstande geschaffen worden, auch nach der Sprengung der Gußformen, der Schablonen und Schemata der Poetik sind noch Gedichte entstanden — mehr denn je. Nur ein kurzer Blick